

Magazin

RDD

Sächsische Zeitung Sonnabend/Sonntag | 4./5. Mai 2019

Lasst sie endlich raus

Warum sich Eltern entspannen und Kinder dringend mehr draußen spielen sollten.

Seiten M2/M3



Foto: plainpicture/Cavan Images

Von weit Hair

Ein Brandenburger lässt sich überall auf der Welt die Haare schneiden.

Seite M5



Foto: CSA Images/Getty Images

Macht doch nichts

Immer mehr Menschen fragen sich, warum es so viele sinnlose Umfragen gibt.

Mein Nachbar kam in den Hof, wo ich die Blumen goss. Er fragte mich, ob ich wisse, was er vor einer Stunde gefragt wurde? Was ich wusste, war, dass er mir gleich erzählen würde, was er vor einer Stunde gefragt wurde.

Er nahm mir die Gießkanne aus der Hand und erzählte, dass er auf der Straße von einer Frau von einem Umfrageinstitut angesprochen worden sei. Die habe ihn gefragt: „Vor gut 30 Jahren ist die Mauer gefallen, was hat das mit Ihnen gemacht?“ Mein Nachbar wiederholte nun also die Frage: „Was hat das mit Ihnen ge-

Lieber Kevin Kühnert!

Wissen Sie vielleicht, ob der Papst katholisch ist? Diese Frage stellt sich mir nach der Diskussion über das Interview, das Sie diese Woche der Wochenzeitung Die Zeit gegeben haben. Hilfe, der Juso-Chef ist Sozialist! Sie wollen Betriebe wie BMW kollektivieren, und wenn es nach Ihnen ginge, „sollte jeder maximal den Wohnraum besitzen, in dem er selbst wohnt“ – also keine privaten Vermieter mehr. Seitdem laufen mal wieder in der Republik die Drähte heiß. Der SPD-Bundestagsabgeordnete Johannes Kahrs meinte sogar: „Was hat der geraucht? Legal kann es nicht gewesen sein.“ Dabei haben Sie in dem Interview doch bloß gesagt, was bei den Jusos Programm ist. Ein bisschen kommt es mir vor, als würde sich alle Welt plötzlich darüber aufregen, dass der Papst gegen Abtreibung und Sex vor der Ehe ist.

Der Name Jusos steht für Jungsozialisten, und Sozialismus ist das Gegenteil von Kapitalismus. Gut, das kann jetzt natürlich nicht jeder wissen. Ist ja auch schon 30 Jahre her, dass wir in Deutschland echten Sozialismus hatten. Allerdings betonen Sie in dem Interview mehrfach, dass Sie einen „demokratischen“ Sozialismus wollen. Das hat also nichts mit der Deutschen Demokratischen Republik zu tun. Wobei ich Ihren Vorschlag, BMW in Kollektiveigentum zu überführen, schon ganz schlüssig fand. Von mir aus können Sie sowieso gleich alle

Offener Brief an den Juso-Chef, der den Sozialismus einführen will

BMW-Fahrer enteignen. Die fahren nämlich wie die gesengten Säue. Vor allem aber sieht dieser komische Elektro-Kleinwagen von BMW aus wie ein moderner Zweitakter aus dem VEB Automobilwerk Zwickau. Rennpappen mit Batterien sozusagen.

So ähnlich muss man sich wohl auch Ihr Gesellschaftsmodell vorstellen. Ihnen schwebt da eine „upgedatete Form“ des Sozialstaats vor, das heißt mit „Homeoffice und Ähnlichem“. Nach den Kapitalisten in Turnschuhen kommen nun also die Sozialisten mit Smartphones und Instagram. Manchmal finde ich es schade, dass Honecker und Ulbricht das alles nicht mehr erleben können.

Die AfD plakatiert jetzt übrigens mit dem Slogan: „Sozial, ohne rot zu werden.“ Oder war es national, ohne braun zu werden? Man kommt völlig durcheinander. Dabei ist es doch eigentlich ganz einfach:



Foto: dpa

Wenn die Rechten den Nationalismus wieder aus der Mottenkiste holen und damit erfolgreich sind, warum sollen dann die Linken nicht den Sozialismus von den Toten auferstehen lassen? Man muss es wohl so sehen: Das mit Demokratie und Freiheit war ein gut gemeintes Experiment, aber die Menschen sind halt nicht dafür geschaffen.

Übrigens beruft sich sogar das aktuelle Grundgesetzprogramm der SPD ausdrücklich auf den „demokratischen Sozialismus“. Aber das muss nichts heißen. Im CDU-Programm steht schließlich auch irgendwas vom „christlichen Menschenbild“, und das AfD-Programm spricht sogar von den „humanistischen Grundlagen unserer Kultur“. Okay, und ich bin der Kaiser von China.

Ihr
Manfred Tresselt



Der Sachse von nebenan

VON PETER UFER

macht?“ Er habe der Dame geantwortet, dass er auf solch eine Frage nicht antworte, weil das mehrfach schwachsinnig sei, also die Frage, die Dame und das Umfrageinstitut. Er sagte: „Erstens ist die Mauer nicht einfach so gefallen, sondern von echten Menschen zu Fall gebracht worden und zweitens macht das nichts.“ Ich wollte nun wissen, ob er wirklich meine, dass das nichts mache?

Er goss das gesamte Kannenwasser auf eine Blume und ich sah, wie seine Hände zitterten. Er sagte: „Diese dämliche Umfragefrage zeigt den völligen Verlust des Verstandes. Die heutigen Wesen leiden unter Hirnamputation, machen nichts, sondern lassen alles mit sich machen. Deshalb wird nicht gefragt, was es macht oder gemacht hat, sondern was etwas mit ihm macht.“ Er füllte neues Wasser in die Kanne und rezitierte plötzlich die Internationale. „Es rettet uns kein hohes Wesen, kein Gott, kein Kaiser noch Tribun, uns aus dem Elend zu erlösen, können wir nur selber tun!“

Ich sah, wie sich die Blumen in unserem Hofgarten nach dem Gießen wieder aufrichteten. Mein Nachbar rief: „Ich fordere die Abschaffung solcher Stimmung machenden Blödfragen sowie sämtlicher Umfragen. Denn die sind es, die etwas mit den Menschen machen. Sie beeinflussen, sie verblöden, sie belästigen und manipulieren ihn. Insbesondere vor Wahlen machen Umfragen etwas mit dem Wähler, dabei sollte der Wähler etwas machen, nämlich wählen.“

Die Dame von dem Institut habe genickt und dann gefragt: „Was hat der Materfall mit Ihnen gemacht?“ Mein Nachbar sagte zu ihr: „Gar nichts habe ich gemacht. Ich war arbeitslos. Aber das hat gefühlt nicht wirklich Sinn gemacht.“

Fruher war ich viel alleine draußen, schon lange bevor ich in die Schule kam“, erzählt Janette Riedel. „Manchmal bin ich bei einer Freundin aus der Nachbarschaft zum Mittagessen geblieben – ohne, dass meine Mutter wusste, wo ich war.“ Die 33-jährige Krankenschwester ist heute selbst zweifache Mutter. Ob ihre Mutter sich damals Sorgen gemacht hat? Darüber hat sie noch nie nachgedacht. Genauso wenig wie über die Frage, warum ihr sechsjähriger Sohn bislang noch nie alleine unten im Hof gespielt hat. Ihren Niklas unbeaufsichtigt draußen spielen zu lassen, ist für Janette Riedel zurzeit schlicht noch unvorstellbar.

Kinder, die alleine draußen spielen, ohne den liebevoll-wachsamsten Blick ihrer Eltern, sind heute selten geworden. Jungen und Mädchen, die ihre Konflikte untereinander regeln, die den ganzen Nachmittag unterwegs sind, ohne dass ihre Eltern wissen, wo sie sind. Kinder, die einfach so durch die Gegend strömen, ohne individuelles Nachmittagsprogramm, die nicht in Musik oder Sportkursen sind. War das früher anders? Wer diese Frage verschiedenen Menschen in Sachsen stellt, bekommt immer dieselbe Reaktion, egal ob in ländlichen Gegenden oder in der Stadt: Ein kurzes Innehalten, ein Nicken, dann ein bestimmtes: „Ja!“ Oft folgen dann eigene Anekdoten, vorgetragen mit einer Mischung aus Stolz und Heiterkeit, so wie bei Janette Riedel aus Gruna. Bei manchen liegt ein Hauch von Wehmut in der Stimme, wenn sie von ihrer Kindheit erzählen. Unzählige Geschichten aus Kinderleben früherer Zeiten kommen zutage. Sie handeln von Kumpels, die im Bollerwagen verletzt zum Kinderarzt gekarrt wurden, vom Budenbauen, vom Stolz, wenn diese ein Weilchen gehalten haben, und von mehr oder weniger lustigen Streichen. In diesen Geschichten spielen die Eltern meist eine untergeordnete Rolle.

Genaue Zahlen, wissenschaftliche Belege, die dieses Gefühl bestätigen, gibt es kaum. Denn als es noch alltäglich war, dass Kinder alleine draußen spielten, wurden keine strukturierten Daten dazu erhoben. Warum auch? Es gehörte einfach dazu, dass Kinder draußen waren. Allein, ohne Daueraufsicht. Doch Eltern auf Spielplätzen, Kinderärzte, Menschen auf dem Land und in der Stadt, Lehrerinnen und Lehrer – sie alle bestätigen diese Beobachtung: Früher war es anders.

Und heute? Für eine Umfrage der Wochenzeitung Die Zeit aus dem Jahr 2015 wurden Mütter und Väter von Kindern im Alter zwischen fünf und 15 Jahren danach gefragt, wie viel Freiraum sie ihrem Kind im Grundschulalter geben oder geben würden, wenn es in diesem Alter wäre. Demnach durften 52 Prozent der Grundschulkinder unbeaufsichtigt in der direkten Nachbarschaft spielen, allein in den Park zu gehen, war gerade mal 34 Prozent der Kinder erlaubt. Mit lediglich 55 Prozent durften nur etwas mehr als die Hälfte allein Bus oder Bahn fahren.

Janette Riedel beobachtet ihre beiden Kinder beim Klettern, Rutschen und Toben. Sie sitzt am Rand eines kleinen Spielplatzes im Innenhof eines Wohnkomplexes am Rothermundpark in Gruna. Hin und wieder hilft sie ihrem Dreijährigen, Kieselsteine aus dem Schuh zu entfernen und scherzt mit dem Sechsjährigen, als der sich beim Spielen auf der Rutsche wehrt. Von ihrem Küchenfenster in einer der oberen Etagen des Wohnblocks gegenüber könnte Janette Riedel den kleinen Spielplatz zwischen dem Parkplatz und den Rasenflächen mit den Wäschepinnen gut sehen. Doch die Kinder hier ohne Eltern spielen lassen? Für Janette Riedel eine unangenehme Vorstellung: „Man hört so viel Schlechtes. Heutzutage ist das anders als früher, gefährlicher.“ Die Frau neben ihr auf der Bank nickt zustimmend. Niklas kommt in diesem Jahr in die Schule. Ihn alleine dort gehen zu lassen, könnte sich Janette Riedel zurzeit nicht vorstellen: „Ich würde durchdrehen“, sagt die 33-jährige halb im Spaß, halb im Ernst. Damit er sich später durchsetzen kann, geht Niklas regelmäßig zum Kung-Fu-Kurs.

Viele Eltern haben heute das Gefühl, die Welt sei für Kinder gefährlicher geworden. Die Sorge ist groß, dass Kinder Opfer von Gewalt, Missbrauch oder Entführungen werden könnten. Tatsächlich werden in Deutschland jedes Jahr Tausende von Kindern Opfer von körperlicher, psychischer und sexueller Gewalt. Doch dies passiert in den allerhäufigsten Fällen gar nicht im Park, auf dem Weg zur Schule oder im Waldstück – sondern im häuslichen Umfeld. Im Jahr 2017 kamen laut Kriminalitätsstatistik insgesamt 143 Kinder gewalttätig zu Tode. 13.500 Kinder wurden als Opfer sexualisierter Gewalt registriert. Die tragische Dunkelziffer dürfte höher liegen. Doch tragisch ist vor allem das Fazit der Statistik: „Am häufigsten sind Kinder im sozialen Nahbereich der Gewalt ausgesetzt.“ An dem Ort also, wo sie besonderen Schutz und bedingungslose Geborgenheit erfahren sollten. Im Klartext: nicht von Fremden geht die größte Gefahr für Kinder aus – sondern vom eigenen Umfeld, der Familie und von Bekannten. Im Fokus der Öffentlichkeit aber stehen meist die Fälle, bei denen der Täter oder die Täterin Fremde waren. Die mediale Berichterstattung trägt zur Verunsicherung der Eltern bei.



Auch in ländlichen Regionen haben Kinder nicht mehr Freiraum. Viele spielen vor allem im heimischen Spieleparadies.

Foto: Plampicture/Heix

Kein Kind, nirgends

Aus Angst vor Unfällen oder Straftaten lassen immer weniger Eltern ihre Kinder alleine draußen spielen, mit gravierenden Folgen. Dabei sind die Ängste meist unbegründet.

VON KATALIN VALES

Doch die Angst der Eltern ist nur einer der Gründe, die erklären warum Kinder so signifikant aus dem Stadtbild verschwinden. Im Vergleich zu früheren Jahrzehnten gibt es heute – rein statistisch betrachtet – weniger Kinder in Deutschland. Das erklärt das Phänomen aber nicht vollständig. Der Leiter des Dresdner Jugendamtes, Claus Lippmann, nennt weitere Faktoren für das Verschwinden von Kindern aus dem Stadtbild. Das selbstständige Erkunden der häuslichen Umgebung werde für Kinder immer schwieriger. „Es gibt weniger Freiflächen und mehr Autoverkehr. Straßen verhindern häufig, dass Kinder sich selbstständig in der Stadt bewegen können. Die Kinder spielen vor allem auf eingezäunten, von uns künstlich geschaffenen Spielplätzen, damit sie relativ sicher sind. Dazu kommt, dass ängstliche Eltern die Selbstständigkeit ihrer Kinder oft nicht ausreichend fördern.“ Diese Entwicklung sieht Claus Lippmann kritisch: „Kinder vor allen Gefahren zu schützen, bedeutet auch, ihnen wichtige Erfahrungsräume zu entziehen. Sicher wollen Eltern nichts falsch machen, ihre Kinder keiner Gefährdung aussetzen. Aber Kinder brauchen Freiräume zum Spielen.“ Der Jugendamtsleiter, selbst Vater und Großvater, kann sich noch gut an Zeiten er-

innern, in denen Kinder sichtbarer waren: „Noch vor zwei Generationen war das Spiel auf Fußwegen, Brachflächen, Wiesen und sogar Straßen üblich. Kinder lernten dort, ihre Kräfte einzuschätzen, Fantasie zu entwickeln und mit Gefahren umzugehen.“

Was macht es mit einer Gesellschaft, wenn der jungen Generation die Erfahrung sich und ihre Umwelt auf eigene Faust zu entdecken, fast völlig verwehrt wird? Die Dortmunder Kindheitsforscherin Christiane Richard-Elisner hat sich mit dem Thema „Draußen spielen“ wissenschaftlich auseinandergesetzt. Auch sie hat die Veränderung beobachtet: „Draußen spielen in der Natur ist heutzutage nicht mehr selbstverständlicher Bestandteil von Kindheit – in den neuen Generationen wie in den alten Bundesländern. Kindheit findet heutzutage überwiegend in Innenräumen statt.“ In vielen Familien sei es heute nicht mehr üblich, dass Kinder allein zur Schule gehen oder unbeaufsichtigt durch die Gegend streifen. Förderkurse am Nachmittag, von den Eltern organisierte Treffen mit Freunden, Termine: Für viele Familien ist das der Alltag. Anders als früher hätten Kinder heute einen anderen Stellenwert in der Familie. Sie werden stärker umsorgt, gut behütet und gezielt gefördert. Doch dabei gerate die Bedeutung des freien Spiels für die kindliche Entwicklung aus dem Blick. kritisiert Christiane Richard-Elisner. Spielen im Freien, auch mal ohne die Eltern, hält die Kindheitsforscherin für überaus wichtig.

Laut Artikel 31 der UN-Kinderrechtskonvention haben Kinder ein Recht auf Spielen. Ein Recht, das nichts mit teuren Spielsachen und exklusiven Kursen zu tun hat. Doch das freie Spielen draußen habe keine große Lobby, sagt Christiane Richard-Elisner. Es sei ein Thema, für das es weder Personen noch Materialien brauche und mit dem sich kein Geld verdienen lasse. Vielleicht ist es deshalb so schwierig, dafür Werbung zu machen. Doch nur, weil es nichts kostet, ist es nicht weniger wertvoll als ein bezahlter Kurs.

Dass Kinder ein Bedürfnis haben, sich draußen frei zu bewegen und dabei auf eigene Faust die Umgebung zu erforschen, werde heute kaum noch wahrgenommen – ein großer Fehler, wie die Kindheitsforscherin findet. Denn: „Jungen und Mädchen, die sich in Naturräumen aufhalten, bewegen sich mehr, trainieren ihre Sinneswahrnehmungen und ihre motorischen Fähigkeiten. Wenn Kinder über Regeln verhandeln, üben sie sich in Kommunikation und Sozialverhalten. Sie entwickeln Kreativität, Selbstvertrauen sowie die Kompetenzen, Probleme selbstständig zu lösen und Risiken einschätzen zu können.“ Und noch

was: Studien haben ergeben, dass draußen spielen die Konzentrationsfähigkeit verbessert. Überbehütung und die dauerhafte Überwachung von Kindern sind demnach zwar gut gemeint, aber nicht unbedingt förderlich für die Entwicklung von Kindern. Autonomie und Selbstständigkeit sind Erfahrungen, die Kindern genommen werden, wenn ihnen alle Entscheidungen durch Erwachsene, vorgegebene Spielsachen und Tagesabläufe abgenommen werden. Zum Heranreifen gehört es auch, mit Misserfolgen umzugehen und Fehler zu machen.

Der Dresdner Kinderarzt Manfred Lorenz beobachtet diese Entwicklung mit gemischten Gefühlen. Fast 50 Jahre lang hat er heute 84-Jährige in Dresden Generationen von Kindern behandelt. Erst vor wenigen Monaten hat er sich endgültig in den Ruhestand verabschiedet. Seiner Meinung nach hat der Rückzug von Kindern in die eigenen vier Wände mit dem Aufkommen des Fernsehens begonnen und setzt sich mit der zunehmenden Digitalisierung fort. Gleichzeitig sagt er: „Früher war auch nicht alles besser. Jede Zeit hat ihre eigenen Herausforderungen. Kinder haben heutzutage andere Bedingungen zum Spielen. Die Beibehaltung hat zugenommen und auch die Umweltverschmutzung.“ Damit nennt der Kinderarzt Dinge, für die Erwachsenen verantwortlich sind und die sich direkt auf das Wohlbefinden und die freie Entfaltung unserer Kinder auswirken. „Draußen spielen ist gut für die Sinneswahrnehmungen, Barfußlaufen gut für den Tastsinn. Doch wenn überall Glasscherben rumliegen, geht das natürlich nicht“, sagt Lorenz. Wenn Kinder die Möglichkeit haben, draußen zu spielen und sie altersgerecht dabei begleitet werden, habe das für Kinder aus medizinischer Sicht viele Vorteile: „Es gibt ja zahlreiche Belege dafür, dass Kinder, die öfter mit Dreck in Berührung kommen und die viel draußen sind, seltener Allergien haben“, so Manfred Lorenz. „Das Draußenspielen regt die Hirmtätigkeit an. Die Durchblutung wird gefördert und die Abwehrkräfte des Immunsystems werden gestärkt. Außerdem wird Bewegungsmangel vorgebeugt“, erklärt er. „Wenn Kinder sich zu wenig bewegen, nehmen Haltungsfehler zu sowie Übergewicht und Krankheiten an der Skelettentwicklung. Bewegungsmangel schwächt den Muskelaufbau. Kinder, die sich viel drinnen aufhalten, sind weniger widerstandsfähig gegenüber Infektionen.“ so der Kinderarzt.

Wer denkt, das Thema betreffe nur Stadtkinder, der irrt. Auf dem Land groß zu werden, ist heute keine Garantie mehr dafür, öfter an die frische Luft zu kommen und sich eigenständig in der Umgebung bewegen zu können. Auch in ländlichen



In der Stadt bleiben den Kindern oft nur Spielplätze.

Foto: plampicture/Cultura/Emma Kim

Eltern wollen nichts falsch machen. Aber Kinder brauchen Freiräume zum Spielen.

Claus Lippmann, Leiter Jugendamt Dresden



Draußen spielen bedeutet nicht, dass Kinder alleingelassen werden sollen. Aber manchmal ist eben das auch wichtig.

Foto: Planpicture/Cavan Images

Gegenden sind Kinder nicht mehr so oft wie früher draußen zu sehen. Statt auf dem öffentlichen Spielplatz im Ortskern oder beim alten Baum am Waldrand spielen sie immer öfter unter Aufsicht der Eltern im privaten Spielparadies im eigenen Garten oder planschen im Sommer im privaten Swimmingpool.

Auf dem Land wie in der Stadt wird neben den bereits benannten Gefahrenquellen eine von Eltern besonders gefürchtet: der Straßenverkehr. Auf den ersten Blick mit gutem Grund: Das Verkehrsaufkommen ist ja auch gestiegen. Außerdem beginnen Kinder erst im Alter von sieben Jahren die Fähigkeit zu entwickeln, Gefahrensituationen zu übertragen. Das heißt: Ein sechsjähriges Kind kann, was es an einer Kreuzung gelernt hat, nicht automatisch auf eine andere übertragen. Bis zum achten Lebensjahr können Kinder komplexe Situationen im Straßenverkehr noch nicht richtig einschätzen.

Doch obwohl heute mehr Autos denn je auf Deutschlands Straßen unterwegs sind, sinken die Unfallzahlen im Zusammenhang mit Kindern kontinuierlich. Die Zahl der Kinder, die jährlich bei Verkehrsunfällen zu Schaden kommen, ist stark zurückgegangen. Ab dem Jahr 1978 liegen Unfallzahlen von Kindern für Gesamtdeutschland vor. Ende der 1970er-Jahre verunglückten demnach über 72.000 Kinder im Straßenverkehr. Selbst bereinigt durch die Tatsache, dass es jetzt viel weniger Kinder gibt als damals, sind die Zahlen signifikant viel höher als heute: Im Jahr 2017 verunglückten knapp 29.300 Kinder im Straßenverkehr. 61 Kinder kamen ums Leben. Im Jahr 1978 waren es beinahe 1.500. Was außerdem viele nicht wissen: Am häufigsten verunglücken Kinder nicht, wenn sie alleine unterwegs sind – sondern als Mitfahrenden im Auto.

Dennoch entscheiden sich viele Eltern, ihre Kinder lieber mit dem Auto zur Schule zu fahren, als sie mit Nachbarkindern allein gehen zu lassen. Das könnte auch daran liegen, dass Eltern sich gegenseitig unter Druck setzen. So zumindest die Vermutung eines 38-jährigen Vaters, der seine sieben und fünf Jahre alten Töchter auf den Spielplatz in den Rothermundpark begleitet hat. Auch die Mutter der beiden Mädchen ist dabei. Sie erlauben ihrer siebenjährigen Tochter, alleine von der Schule nach Hause zu kommen. Öffentlich sprechen die beiden Eltern nicht gerne darüber. Sie haben das Gefühl, dafür in ihrem Bekanntenkreis stumme Kritik zu ernten. Deshalb wollen sie ihre Namen nicht in der Zeitung lesen. Beide ärgern sich über Eltern, die ihren Kindern nur wenig zutrauen, weil es letztendlich auch ihre eigene Familie beeinflusst. Dass der Tanzverein ihrer Tochter der Familie untersagt hat, das Kind alleine zum Kurs zu schicken, macht sie wütend: „Erstens trauen wir ihr zu, dass sie den Weg zum Tanzkurs alleine schafft, und zweitens würde es uns als organisatorischer Sicht auch viel erleichtern. Doch der Tanzverein schiebt Versicherungsgründe vor.“

Der Rothermundpark in Dresden Gruna ist für verschiedene Altersgruppen geeignet. Auf dem Kleinkindspielplatz baken kleine Sandbäcker Törtchen für ihre Eltern, die auf der Kante sitzen. Kletterkünstlerinnen balancieren konzentriert

Draußen spielen fördert die Durchblutung und stärkt die Abwehrkräfte.

Manfred Lorenz, Kinderarzt



Die Angst der Eltern vor dem Straßenverkehr ist groß.

Foto: Planpicture

über die Wackelbrücke. Auf den Skaterampen üben Jugendliche auf BMX-Rädern und Grundschildkinder auf Rollern tollkühne Tricks. Auch der neunjährige Julius saust geschickt die Rampen mit seinem Roller hoch und runter. Er ist ohne seine Eltern hier. Im Vorschulalter durfte Julius das erste Mal ohne Begleitung eines Erwachsenen zum Bäcker. Zwei Straßen musste er dafür überqueren. Seine Eltern haben ihm das zugetraut. Weil Julius sich an Absprachen hielt, durfte er auch bald allein auf einem Spielplatz hinter dem Haus spielen. In den Rothermundpark geht er schon eine ganze Weile allein. Von seinem Zuhause ist er bis hierhin acht Minuten zu Fuß unterwegs, der Weg führt entlang an mehreren Geschäften, an denen Julius sich orientiert.

In der Frage der Aufsichtspflicht von Kindern hält sich der Gesetzgeber erstaunlich vage: „Im Jugendschutzgesetz gibt es

keine gesetzlichen Vorgaben, die regeln, ab wann ein Kind und wie lange alleine draußen spielen darf. Kinder und Jugendliche dürfen sich so lange draußen aufhalten, wie es ihre Eltern erlauben“, erläutert Jugendamtsleiter Claus Lippmann. Demnach können und sollen Eltern also selbst einschätzen, wann der Zeitpunkt gekommen ist, ihre Kinder unbeaufsichtigt spielen zu lassen. Wie viel Freiraum einem Kind zugeordnet werden kann, hängt vom jeweiligen Entwicklungsstand ab und davon, wie gut es Familien gelingt, das Kind auf den Umgang mit Gefahrensituationen vorzubereiten. Wer allein unterwegs ist, muss in brenzligen Situationen die richtigen Entscheidungen treffen können. Julius, der mit seinen neun Jahren zwar nicht ganz ganz weiß, was das Wort „selbstbewusst“ bedeutet, ist durchaus in der Lage, selbstbewusst zu handeln: „Ich würde schon mal

von einem Mann angesprochen, der wissen wollte, wo ich wohne“, erzählt er beinahe beiläufig, auf die Frage, ob er sich auch schon mal unwohl gefühlt hat, wenn er allein unterwegs war. „Ich habe gesagt, dass ich keine Zeit habe und bin weitergegangen.“ Der Vorfall hat in der Familie nicht dazu geführt, dass Julius nur noch in Begleitung nach draußen darf. Zum Sportkurs geht er allein – im Winter mit dem Bus, im Sommer mit dem Rad. Zur Skaterbahn in der Lingner-Allee fährt er mit der Tram mit seinen Freunden. Ohne Eltern.

Seit der zweiten Klasse radelt Julius allein durch den Großen Garten zur Schule. Die meisten anderen Kinder aus seiner Klasse werden – bis auf ein Mädchen – gebracht und abgeholt. Kindheitsforscherin Christiane Richard-Elsner möchte die bestehenden Gefahren für Kinder, die sich alleine draußen bewegen, nicht verharmlosen, aber sie ins Verhältnis setzen. Sie möchte Eltern Mut machen, ihren Kindern mehr zuzutrauen: „Risikoabwägung ist ein wesentlicher Bestandteil von Kindheit. Kinder sind eigenständige Personen und was viele unterschätzen: Kinder können denken.“ Außerdem bedeute das nicht, dass die Kinder alleingelassen werden sollen. Bezugspersonen sollten erreichbar und die Kinder in der Lage sein, sich an Absprachen und Regeln zu halten.

Richard-Elsners Plädoyer für das freie Spiel hat einen ersten Hintergrund: „Die Diskussionen um die Pisa-Debatte haben uns gezeigt, dass wir selbstständig denkende Kinder brauchen, die eigene Ideen und Kompetenzen haben. Probleme zu lösen und Kinder, die sich ausreichend bewegen. Kinder, die jeden Nachmittag ein vorgefertigtes Programm haben, bekommen zu selten die Gelegenheit, sich wirklich frei zu entfalten und sich ausreichend im Freien aufzuhalten. Doch das freie Spiel mit Altersgenossen ist wichtig für Kinder. Hier ist Kreativität gefragt, aber auch Kompetenzen im Sozialverhalten. Bereiche, auf die es heutzutage im Erwachsenenleben mehr denn je ankommt“, sagt Christiane Richard-Elsner.

Im Rothermundpark ist es leer geworden. Die Dämmerung hat eingesetzt. Viele sind nach Hause gegangen. Ein paar Tricks wollen Julius und seine Freunde noch mit ihren Rollern auf der Skater Rampe üben. Doch da passiert es: Der elfjährige Elias stürzt und knallt mit voller Wucht mit seinem Kinn auf den Lenker des Rollers. Er weint. Julius und ein anderer Junge versuchen zu trösten. Elias hält sich das Kinn. Julius kramt das Handy seines Kumpels aus dessen Rucksack hervor. Er selbst hat kessen, dafür kennt er den Sperrcode vom Handy seines verletzten Freundes. Mit ruiger Stimme ruft der Neunjährige die Mutter seines Freundes an und bittet sie, zu kommen. Wenig später biegt sie auf dem Rad um die Ecke.

Besonders in schwierigen Situationen lernen Kinder eins: Verantwortung für ihr eigenes Handeln zu übernehmen. Damit sie dazu die Möglichkeit bekommen, müssen Eltern sie dabei unterstützen, ihre eigenen Wege gehen zu können. Schon Goethe stellte fest: „Zwei Dinge sollen Kinder von ihren Eltern bekommen: Wurzeln und Flügel.“ Besonders an der Sache mit den Flügeln könnten einige Eltern heutzutage noch ein wenig arbeiten.

Elementarteilchen

Wer redet da so laut?

Wir schämen uns für andere, für die Worte, ihr Benehmen. Manchmal aber erst, wenn wir vielleicht gemeint sind.

VON UWE SALZBRENNER

Fast jeder kennt das: Man sieht Leute bei ihrem seltsamen Tun, hört ihrer Rede zu. Und schämt sich für sie im gleichen Augenblick, obwohl man selbst keinen Anlass dafür gegeben hat.

In meinem Fall habe ich zwei reden gehört und anderen beim Schämen zugesehen. In Dresden, in der Straßenbahn Nummer elf, vormittags bei Sonnenschein. Die Bahn schleicht von der Haltestelle Rothernburger Straße zum Albertplatz. Die Gleise sind schlecht, die Bahn muss langsam fahren. Ich sitze im ersten Wagen im ersten Abteil, auf einem der doppelt breiten Sitze in Fahrtrichtung. Hinter mir die Stimme einer Frau, die einer anderen Person immer lauter werdend ihre Begeisterung erklärt: wie höflich und hilfsbereit die jungen Menschen in Dresden doch seien – ganz im Gegensatz zu denen aus Frankfurt/Main, woher die Frau kommt, wie sie sagt. Sie fühlt sich in der angeblichen Authentizität ihrer Beobachtung offenkundig gut geschützt und aufgehoben.

Als Besucherin, als Gast macht die Frau aus Frankfurt alles richtig. Es ist über Jahrzehnte die Pflicht der Fremden gewesen, die Gastgeber zu rühmen. Ihre Stimme klingt sogar angenehm, leicht mit einem Dialekt versetzt. Sie ist bloß, wie sie



Zum Schämen gezwungen in der Straßenbahn.

Foto: André Wirsig

alles bekräftigt und wiederholt, zu laut. Und sie wiederholt und bekräftigt alles. Ihre Worte stehen klar und deutlich im Raum, alle anderen Gespräche sind beendet, abgebrochen. Die Fahrgeräusche der Straßenbahn verringern sich temporendigt. Zwei junge Männer, die mir gegenüber sitzen, rutschen auf den Polstern hin und her. Sie ziehen den Kopf ein, werden rot, vollführen demonstrativ die Übung, die man „Augen verdrehen“ nennt. Allerdings nur untereinander und ohne ein Wort, sonst hätte ich sie fragen können.

Ihre Reaktion verbirft mich. Seit wann kümmern sich junge Männer um die Peinlichkeiten älterer Menschen, wenn es nicht die eigenen Eltern oder Großeltern betrifft? Der eine steckt sich Kopfhörer in die Ohren. Der andere schaut angestrengt nach draußen, dann auf sein Smartphone. Sind die beiden aus dem fernen Frankfurt und hier gemeint? Das wäre ein allzu großer Zufall. Wahrscheinlich sind die beiden Dresdner und das Lob nicht geübt. Oder halten sie sich nicht für so gut, zumindest nicht für besser? Wollen sie ihre Altersgenossen im Westen in Schutz nehmen? Das wäre Solidarität. Dafür muss man sich nicht schämen.